

Nach Sterbfritz

Mit Rucksack, Stecke, Mantel geh'n ich los,
mir geht's gena wie dem bekannte Hos',
der geht duethie, wo er geheckt is worn,
un mit de Eisebo sein ich in Schlüchtern schon.
So laf ich hie bis an die Klingemühl,
wie schlägt mei Hatz (Herz) in wonnigem Gefühl,
do siehn ich's wahrhaftig, 's is koan Witz,
do steh's, do leit's, mei lieb's gut's schö Sterbfritz.

Escht kehr ich schnell beim Schursche Öd mol ei,
do müßte doch die ale Freunde sei,
de Hens, Schmied, August, Nuan, Otto, Düt,
Kon, Henner, Hannes, Kasper, Will, Öd, v'llleicht an Jüd
Milljan, Wocklmeyer, Lazer, Moritz, Fule,
Abrham, Aron, Leo, Max, de Jule,
Schursch, Luis, Hartmann, Andres, Sepp, Christ, Fritz,
die ganz lieb al Kalfruse von Sterbfritz.

Doch, koan von dene, die ich kenn, is do,
do sein nur Frömme (Fremde) on ich sein aloa,
doch bann ich siehn mol e bekannt Gesicht,
is, 'en Jong vom Ale, on der kennt mich net.
So gehn in' Buch ich, wo die Kinz entsprengt,
die plätschernd tolwärts dann zum Moa hie rennt,
do bleib aloa ich, on fenn ach en Sitz,
kann gdenk dro wie's mol schö woar in Sterbfritz.

Mein - des Hanjürgs - Geburtsort ist und heißt Sterbfritz; und wenn der Name auch dem Einen oder Anderen nicht gefallen sollte, der schöne saubere Flecken, seine geselligen, gastfreundlichen Einwohner und die landschaftlich eigenartige herbe Umgebung allein, wäre schon einen Besuch wert. Also fahren wir einmal dorthin nach Sterbfritz; es liegt nicht dort, wo sich Hasen und Füchse „Gute Nacht“ sagen, nein, mitten im Herzen Deutschlands liegt Sterbfritz, an der Hauptverkehrs-Eisenbahnstrecke Hamburg-München. Wollten wir aber von Frankfurt am Main aus Sterbfritz besuchen, dann müßten wir in Schlüchtern umsteigen. Noch besser ist es, wir steigen in Schlüchtern aus. Von hier aus gehen wir zu Fuß weiter am Ufer der Kinzig entlang bis zur Quelle derselben oberhalb Sterbfritz, am Hügel, der Buch heißt. Aber jetzt sind wir erst in Schlüchtern, der Kreisstadt, die in einem Talkessel liegt, von den Ausläufern dreier Gebirge umsäumt. Sehen wir nach Südost, dort ist der Spessart, nach Nordost die Rhön und nach Nordwest der Vogelsberg. Wir gehen nach Osten zu, nach Herolz und lassen links das schöne Dorf Elm, wo mein Bruder Konrad wohnt, mit Schloß Brandenstein liegen. Dann kommen wir nach Vollmerz und wieder links davon ist das Schloß Ramholz mit seinem schönen Park und der Steckelsburg und über Sannerz kommen wir nach Sterbfritz. Früher stand am Ortseingang eine Tafel, auf der stand folgendes geschrieben:

„Sterbfritz Kreis Schlüchtern

Königreich Preußen

Provinz Hessen-Nassau

Regierungsbezirk Cassel

Landwehrbezirk Hanau

Meldeamt Gelnhausen“

So, jetzt wissen wir alles, was wir wissen müssen; und so wollen wir hier eine Zeit verweilen und hören, was dieses Dorf für mich, den Hanjürg bedeutet. Erst will ich noch feststellen, woher der Name meines Heimatdörfchens kommt, das über 2000 Einw. in seinen Mauern beherbergt. Die Sage berichtet wie folgt: In uralten Zeiten kam ein Reiter von Fuldaer Land. Nach einem langen Ritt stolperte der Gaul und fiel hin. Der Mann, der die Mähre ritt, sprang auf die Beine, nahm sein Ross am Zügel und sagte aufmunternd zu ihm: „Komm, Fritz“, denn so hieß das Pferd. Dieses

aber stand sofort auf und galoppierte mit dem Reitersmann weiter. Die Ortschaft, die an dieser Stelle entstand heißt bis zum heutigen Tage Gommfritz. Der Ritt ging in schnellem Zuge weiter über Stock und Stein, bis das Prachtpferd wieder stolperte und diesmal schlimmer hinfiel. Der Reiter stand wieder auf, aber der Gaul konnte nicht mehr und der Mann, der es geritten, brauchte nur noch zu sagen „Sterb Fritz“, was auch sofort geschah. Wie konnte nun angesichts dieses Wunders der an dieser Stelle erbaute Ort anders heißen, als Sterbfritz. Einige Bürger nun wollten vor Kurzem mein geliebtes Sterbfritz auf den Namen Starkenfried umtaufen, doch der größte Teil der Einwohner war, zu meiner Freude, gegen diese Umtaufe, obwohl dieser Gedankengang verständlich ist. In der Mitte der Ortschaft Sterbfritz steht heute noch ein Hof mit wuchtigen Gebäuden. Dieser Hof ist der Grundstock der Gemeinde Sterbfritz.

Alle Häuser, die um diesen Hof stehen, wurden erst später gebaut. Aber der Besitzer dieses großen Hofes hatte den Namen Starkfrids. Aus diesem Namen entwickelte sich im Laufe der Jahrhunderte der Name unseres lieben Dorfes „Sterbfritz.“

Hier in unserem Dorfe war alles das vorhanden, was das Dorf selbst und die umliegenden Orte zum Leben benötigten. So befand sich hier ein Königlich-Preußischer Personen- und Güterbahnhof, ein Königliches Postamt. Hier praktizierten zwei Ärzte, ein Tierarzt und später ein Zahnarzt. Hier war die „Einhorn-Apotheke“, ein Lager der Raiffeisenkasse und ein Konsumverein. Hier war Handel und Wandel, und wo dies florierte, dort wohnten auch Juden. Auch waren in Sterbfritz Fabriken, also Industrie, wo viele Arbeiter, auch aus den Nachbargemeinden, ihr Brot verdienen konnten. Das Königliche Amtsgericht aber war in der alten Burgruine Schwarzenfels untergebracht. Alles, das zum leiblichen Wohl benötigte, konnte in Sterbfritz gekauft werden und Einiges davon wurde an Ort und Stelle praktiziert und fabriziert. Auch gab es für viele handwerkliche Berufsarten Fachmeister und Facharbeiter. Für mich aber war die Schmiede der Punkt, der mich am meisten anzog und bewegte. Wenn ich in der Schule den Klang eines Amboßes aus der gegenüberliegenden Schmiede hörte, vergaß ich alles um mich herum und hörte dem hellklingendem Tone nach. Unser Lehrer kannte mich und verzieh mir in diesem Falle meine Unachtsamkeit.

Für das geistliche und geistige Wohl aber sorgten in meinem Heimatorte eine christliche 4-klassige Schule, eine 1-klassige jüdische Schule, eine christliche Kirche, eine christliche Gemeinschaft vereint mit dem Blauen

Kreuze, eine jüdische Synagoge, ferner je ein Gesang-, Turn-, Krieger- und Schützenverein. Das Alles existierte zu meiner Kindheit in Sterbfritz.

Früher mußten alle landwirtschaftlichen Arbeiten mit der Muskelkraft der Menschen und der Tiere geschafft werden. Angefangen von der Herichtung und Kultivierung des Ackerbodens, über die Aussaat, der Frucht und deren Ernte hinaus, bis zum Backen des Brotes. Nur das Mahlen der Körner geschah durch Wasserkraft. Es klapperten die Mühlen am rauschenden Bache, klipp klapp bei Tag und Nacht. Wie romantisch, lieblich und schön, im grünen Wiesentale, am Ufer des im silbernen Glanze dahinfließenden Bächleins, das umrahmt war von Weiden, im Schutze wuchtiger Bäume heimisch einladend, so lagen sie da, unsere Wassermühlen.

Auch heute gibt es noch einige solcher Mühlen, und wie wehmütig und gleichzeitig wie fröhlich wird mir ums Herz, wenn ich zufällig bei meiner Wanderung eine finde und im Rauschen der Wasserfälle ein glitzerndes Schauspiel ersten Ranges erlebe. Unter lautem Zischen und Plätschern spritzen tausende Tropfen Wasser lustig hell funkelnd über das Mühlrad und bringen es unter dem Geknatter der Radnaben in Gang und Bewegung. Auch innerhalb der Mühle ist lustiges Leben und die Mehlgänge klappern und alles scheint lebendig und mit etwas Fantasie kann man im Geiste die Wichteimännchen hüpfen und wirken sehen. Draußen im Bette des Bächleins vereinigen sich die Tropfen im weißen Schaume wieder zu Wasser. Es ist da ein Getöse, daß man nichts anderes hört und dann zieht das Bächlein wie es gekommen fort und hüpfet über Steine in feinstimmigem Geplätscher talwärts weiter und immer weiter, als sei nichts, aber auch gar nichts geschehen. Aber ich stehe da und der Vortrag einer Symphonie vom größten Orchester vorgetragen, würde nie so auf mich und mein Gemüt einwirken, als das soeben erlebte.

Aber nun kommen wir darauf zurück, wie einst bei den Bauern gearbeitet wurde. Mit Sichein wurde das Getreide geschnitten und geerntet. Später wurde es mit der Sense gemäht und zwar war an dem Sensenwurf ein Platscher angebracht, mit dem die Halme und Ähren an die noch stehende Frucht herangedrückt wurden, damit man sie von dort nehmen konnte. Mit einem Reff an der Sense aber wurde die Frucht aufgenommen und mit einem geschickten Wurf auf die Stoppeln befördert und ausgebreitet. Dann erfand man die Mähmaschinen, die von vierbeinigen Arbeitskräften, meist von Pferden, gezogen wurden. An dem Messerbalken der Mähmaschine befand sich eine Anlegevorrichtung, mit der man dasselbe errei-

chen konnte, wie mit dem Platscher an der Sense, nur sagte man zu der Anlegevorrichtung an der Maschine Anhaublech. Dann gab es eine Handablage an der Maschine. Auf einem zweiten Sitz saß der zweite Mann. Dieser legte mit einem Rechen die gerade gemähten Halme in Bündel zusammen und setzte diese dann geschickt mit einem Fußabdruck auf den Acker ab. Dann wurde die Selbstablage erfunden mit einem großen Rad und mit dieser Maschine wurde die vorher geschilderte Arbeit selbständig erledigt und auf der Maschine saß nur noch der Fahrer. Der nächste Fortschritt war der Selbstbinder, der das Getreide schnitt und gleichzeitig in Garben band.

Gedroschen wurde die Frucht mit Dreschflegeln. Von drei Männern oder auch Frauen wurden die Flegel geschwungen und auf die Garben gedroschen. Manchmal waren es auch vier Drescher, da ging es im schnelleren 4-Viertel-Takt. An allen Ecken der Gemeinde hörte man nach der Ernte bis tief in den Winter hinein den Klang der Dreschflegel. Erst wurden die noch ganz gelassenen Garben von beiden Seiten mit den Flegeln bearbeitet. Dies nannte man Knüppeln. Dann wurden die Garben aufgebunden und die Halme auseinander und aneinander auf der Scheunentenne ausgebreitet und wieder ließ man erst auf die eine und dann auf die andere Seite der Halme und Ähren die Flegel niedersausen. Es war dies keine leichte Arbeit und es gab dabei Hunger und Durst. Nicht ohne Grund sagt man im Volksmunde: „Der frißt, wie ein Drescher!“ Nach dieser Arbeit wurde die ausgedroschene Frucht auf einer Windmühle gereinigt. Ich kann mich aber auch gut daran erinnern, daß es bei uns noch keine Windmühlen gab und daß die Frucht in der Scheunentenne von einem Manne mit einer Wurfschaufel geworfen wurde und wie es in der Bibel geschrieben steht, so die Spreu vom Weizen trennte.

Der erste Fortschritt aber für den Drusch des Getreides waren Göbel, die standen in der Scheune und waren durch ein Eisengestänge mit dem Antrieb, der im Hofe stand, verbunden. Pferde oder Kühe wurden an diese Maschine vorgespannt und brachten das ganze Getriebe durch ein Rundherumgehen in Bewegung. Es gab aber auch Göbel, die durch Menschenkraft gedreht und in Tätigkeit gesetzt wurden. Diese Arbeit war sehr schwer. Dann kam die Dreschmaschine, die durch Kraft einer Dampflokomotive in Bewegung gesetzt wurde. Jetzt ging die Arbeit schnell vor sich. Der Ausdrusch und die Reinigung der Frucht wurde in einem Arbeitsgang erledigt. Aber das Arbeiten an dieser Maschine war auch nicht

ohne Anstrengung. Dazu kam noch die Eile und man war oft einem quälenden Staub und Schmutz ausgesetzt.

Die Landwirte unseres Ortes hatten eine der schwersten Dreschmaschinen, die, soviel ich weiß, ein Gewicht hatte von mehr als 100 Zentnern. Dazu gehörte eine große eiserne Dampflokomotive, die bestimmt nicht leichter und genau wie die Dreschmaschine auf eisernen Rädern stand. Wenn diese beiden Maschinen nacheinander ab- oder angefahren wurden und sie über schlechte gepflasterte enge Gassen den Hang hinauf mit 4 oder auch 6 Pferden bespannt im Galopp um die Ecke fuhren, da flogen die Funken und wir Jungens waren dabei. Da war was fällig, heisa - hui - hussasa. Heute aber haben wir den Mähdrescher, der das Ernten, das Dreschen, das Reinigen der Frucht und das Binden des Strohes in einem Arbeitsgang erledigt. Ein Meisterwerk der Technik. Alles das hier Genannte und wie viele andere unglaubliche Fortschritte, ja man kann sagen, Wunder entstanden in meinem Zeitalter, im Lebensabschnitt vom Hanjürg, dem Letzten.

Nun war gedroschen und die Frucht war eingesackt, in die Mühle gebracht - dort zu Mehl gemahlen.

Später wurde das Mehl zu Brot gebacken. Das machte bei uns die Mutter. Es gab zu der Zeit mindestens ein Dutzend Backöfen im Ort. Diese waren so verteilt, daß keine Bürgerin einen großen Weg zum Backofen hatte. Abends wurde ein Teil des Mehls mit Sauerteig eingemengt. Wenn dann die Zeit vergangen, wurde der Teig geknetet und mit Wasser durchwirkt. Wenn der Teig dann gegangen war, wurde er im Baktrog ins Backhaus getragen. In der Zwischenzeit war der Backofen, der in der Hauptsache aus Lehm gebaut war, mit besonderem Holz geheizt worden. Auch durch das Holz bekam das Brot einen guten Geschmack. Dann wurde aus dem Baktrog der Teig ausgehoben, schön zu Laiben geformt, auf den Schieser gesetzt, in den Backofen geschoben und dort abgesetzt. Man ließ es schön dunkelbraun backen und schon von weitem roch man den guten Brotgeruch. Das selbstgebackene Brot war einzigartig gut und besonders die Kruste des Brotes zu essen war ein Genuß. Wir beteten bei jeder Mahlzeit und es war nicht nur ein Geplapper, sondern es kam aus dem Innern, aus dem Herzen heraus: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was Du uns aus Gnade bescheret hast. Amen.“ Heute aber sagt man: „Mahlzeit.“ O meine Lieben, danket auch in dieser Zeit dem Herrn für die uns in Gnaden geschenkten Gaben. Vor allem lasset das Brot niemals verkommen. Veründigt euch nicht am Brot.

Und nun erzähle ich etwas von meinem Großvater, Heinrich Schwarz I. Es verdient es, von mir nicht vergessen zu werden. Er war ein deutscher Mann von echtem Schrot und Korn. Er gab vielen Leuten, gerade wegen seiner schnoddrigen Witzigkeit Trost und Kraft durch Freude. Er war aber auch ein Lebenskünstler, der es trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten verstand, das Leben lebenswert zu machen. Ich saß oft bei ihm und vor ihm auf einem Fußstühlchen und hörte ihm zu. Dabei wurden keine Witze gemacht, sondern ernst gesprochen, zum Beispiel so: „Du bist ein Schwarz und ein Schwarz denkt und handelt deutsch, ein Schwarz ist treu und wahr.“ Ja, in diesem Sinne sprach er mit mir, mein Großvater. Er war solange ich mich entsinne Rentner und bekam eine monatliche Rente von 13,- Reichsmark. Trotzdem konnten wir, seine Enkel alle, wenn wir in der Schule einen Groschen brauchten, ihn von ihm haben. Er war bei allen Leuten, die ihn kannten, der Spaßmacher und hatte im Volksmund diesen Namen. Seine Späße waren oft recht sarkastisch. So spottete er über sich selbst und seine Armut, indem er behauptete, er esse gern sein Brot trocken und setzte sich lieber auf die Schmiere.

Um das zu beweisen, setzte er sich während der Brotzeit auf einen Kübel Wagenschmiere und aß so sein trockenes Brot. Ein weiterer Beweis dafür, daß er es vorzog, über sich selbst einen Witz zu machen, war, daß er den Leuten sagte, er habe diesseits der Kinzig am „Lange Berg“ einen Handschuh verloren und jenseits der Kinzig in der „Steinfirst“ denselben wieder gefunden. Nachdem alle genug gestaunt hatten, erklärte er, der Handschuh sei durch ein Loch in seiner Manteltasche hindurchgerutscht und erst vierzehn Tage später habe er den Handschuh am unteren Saume des Mantels wiedergefunden.

Mein Großvater diente einige Jahre als Kutscher bei dem praktischen Arzte Dr. Hebel. Dieser besaß zwei prächtige Pferde, mit denen der alte Spaßmacher den Arzt in seinem Chaischen zu seinen Patienten in den umliegenden Ortschaften fuhr. Einst bekam der alte Schwarz den Auftrag, Herrn Pfarrer Sartorius, der dort seinen Amtsbruder vertreten sollte, nach Oberzell zu fahren. Damals mußte man die Straße über Mottgers und Weichersbach benutzen. Als sie nun am Stoppelsküttel vorbei fuhren, wunderte sich der Herr Pfarrer über die Größe dieses Berges und es entwickelte sich zwischen beiden Männern ein Gespräch: „Herr Schwarz, wie lange würde man dazu brauchen, diesen großen Haufen abzutragen“. Dieser antwortete: „Das was da liegt und steht ladet man auf zwei Wagen und alles ist wie weggeblasen.“ Baff, war der Hohe Herr von dieser sicheren

Antwort, die so schnell herauskam, daß man glauben könnte, er sei darauf vorbereitet gewesen. Der gelehrte Mann sagte staunend: „Das verstehe ich nicht“. Der Fuhrmann, der alte Schwarz mit seiner Bauernschläue aber verschmitzt: „Rechnen muß man können, Herr Pfarrer“. Und der studierte Herr bat den Mann aus dem Volke: „Na Schwarz, dann rechnen Sie mir das Exempel mal vor“, und mein Großvater antwortete wie folgt: Herr Pfarrer es ist dies sehr leicht zu errechnen. Es kommt allein auf die erste Fuhre an. Bekommt man die Hälfte des Berges auf den ersten Wagen, dann dürfte es nicht schwer fallen, auch den übrig gebliebenen schäßigen Rest, auf den zweiten Wagen zu laden.

Ein Kuriosum war es, wenn mein Großvater auf einem Sägebock Holz sägte und er sich beobachtet fühlte. Er geigte dann mit der Holzsäge im Takt eines Musikstückes, am liebsten im Takt eines Parademarsches.

Mein Großvater war ein Mann, dem Treue und Redlichkeit über alles ging. Wenn man ihn fragte, wie es ihm denn gehe, bekam man die Antwort: Besser, als ich es verdient habe. Einen Fehler hatte er. Er konnte niemanden weh tun. So wurde er in seinen alten Tagen von der Gemeinde als Feldschütz eingesetzt und verpflichtet. Wir Jungen hatten großen Respekt vor ihm. Da er wußte, das Geld ist knapp, ließ er lieber, wenn es gar nicht anders ging, auf dem verlängerten Rücken eines kleinen Sünders den Stock tanzen, als ihn aufzuschreiben.

Aber nach zwei Jahren sagte der Bürgermeister: „Schwarz, du hast die ganzen Jahre deiner Amtszeit nicht einen Spitzbuben aufgeschrieben, für was hast du denn dein Büchelchen?“ Mein Großvater aber versprach dem Bürgermeister in den nächsten Tagen einen zu erwischen und aufzuschreiben, damit hiernit jemand nach dem Gesetz der Bestrafung zugeführt werden könne.

Es dauerte auch nicht lange. Meine Großmutter hatte am Feldwege vor ihrem Acker, wo etwas Futter stand, das niemanden gehörte und auch von keinem gemäht wurde, mit der Sichel etwas abgeschnitten. Da erschien der Feldschütz Schwarz und zückte das Buch, fragte sein Eheweib nach Namen und Stand und schrieb sie, trotz Einspruch und Widerstand, auf. Der Bürgermeister und alle lachten, ob dieses Schildbürgerstreiches, aber Frau Anna Barbara Schwarz, geborene Heil, mußte 20 Reichspfennige Strafe zahlen. Jetzt war meine Großmutter vorbestraft und das kränkte sie furchtbar. Sie ließ es den Alten merken, ja, sie ließ ihn quasi links liegen. Dies gefiel aber wiederum meinem Großvater gar nicht. Er bereinigte diesen unmöglichen Zustand auf seine Art. Als er spät abends nach Hause

kam, und die Großmutter schon im Bett lag und schlief, oder so tat, als ob, steckte er die Küchenpetroleumlampe an und drehte den Docht recht hoch, daß es sehr qualmte und stank, räumte sämtliche Schubladen aus und suchte, dann ging er an das Vorhangbett, in dem meine Großmutter lag und schon des Dunstes wegen husten mußte, bückte sich und wollte schon mit der hochbrennenden Lampe unter den prall gefüllten Strohsack leuchten, da bekam es meine Großmutter mit der Angst zu tun und sie schrie: „Du Narr, was suchst du denn?“ Da erhellte sich das Antlitz meines Großvaters und er sprach feierlich: „Aleweil ho ichs gefonne, dei Maul“. Einmal kam mein Großvater nach Hause, da hatte eine Nachbarin und meine Großmutter Streit miteinander. Beide liefen zu gleicher Zeit auf ihn zu und beklagten sich gemeinsam gegeneinander, so daß mein Großvater nichts verstehen konnte. Er aber erfaßte sie beide am Kopfe, stieß dieselben aneinander und sagte: „Was seid ihr gute Weiber - was seid ihr brave Weiber!“ Das war beiden zu viel und sie gingen gemeinsam auf ihn los. Er mußte fliehen, aber der Friede war wieder hergestellt. Mehr wollte er nicht.

Zum Abschluß der Erzählung von meinem Großvater muß ich noch sagen, daß er auch manchmal etwas tat, was die nächsten Angehörigen, meine Großmutter und Eltern, verurteilten, ja darüber empört waren. So war er imstande einem Jungen seinen Zeigefinger entgegenzustrecken und zu sagen: „Zieh mal“. Was dann geschah? Und dann detonierten Zug um Zug Salutschüsse aus dem Hinterhalt. Dabei schüttelte und rüttelte mein Großvater noch das linke Bein, dann das rechte Bein, machte einen Luftsprung, schnalzte die Beine seitlich hinaus, als wenn ein Pferd ausschlagen will, hielt beide Hände so vor dem Kopf, als hätte er Hörner, hüpfte wie ein steifes Geisböckchen, das Gaudi war da, alles lachte und jauchzte und damit war es erreicht, was er haben wollte, mein Großvater. Es ist berechtigt die Frage zu stellen, was er mit diesen Nichtsnutzigkeiten bezwecken wollte und ich will diese Frage beantworten. Er wollte diejenigen, die in der dritten Klasse des Wahlrechts eingestuft waren und die wirklich auf dem flachen Lande in der damaligen Zeit nichts zum Lachen hatten, zum Lachen bringen, ja sie zum Lachen zwingen. Er war der Spaßmacher und sie kannten und nannten ihn so und so wollte und mußte er auch komische, witzige Dinge bringen. Er war ein guter, für mich der beste Mensch. Ich verstand und verehrte ihn. Die Meckerer, die nur Trübsal bliesen, konnten meinem Großvater gestohlen bleiben. Lachen ist und bleibt die beste Arznei. Lachen macht gesund, drum lache von Herzen,

aber nicht ohne Grund, denn dann ist das Lachen lächerlich, unnatürlich und unangenehm.

In Sterbfritz war zu meiner Zeit ein Chamott- und Tonwerk. Dieses Werk wurde nach dem Ersten Weltkriege an das Gummiwerk Stöckicht, Offenbach, verkauft und zu einer Gummifabrik umgebaut. Viele Hunderte von Arbeiterinnen und Arbeiter arbeiteten hier.

Auch ich arbeitete im Versand der Gummiwerke Stöckicht und bekam eines Tages, weil ich zuvor ein ziemlich großes Mundwerk hatte, von meinen Mitarbeitern den Auftrag, in einer stattfindenden Betriebsversammlung gegen eine Sache, die zur Debatte stand, Stellung zu nehmen. Nach dem Hauptreferent, der diese Angelegenheit auf die raffinierteste Art und Weise uns „aufs Butterbrot geschmiert“ hatte, meldete ich mich noch wutentbrannt zum Wort. Als ich aber auf die Bühne trat und am Rednerpult stand und 1 000 Augen auf mich blickten, fiel mir das Herz in die Hose und ich wußte kein Wort mehr von dem, was ich sagen wollte, aber ich mußte doch was sagen und ich stotterte hilflos heraus: „Ich schließe mich den Ausführungen meines Vorredners an.“ Ein fürchterliches Schreien und Gelächter erscholl. Wie ich vom Pult herunter kam, weiß ich nicht. Vielleicht hat man mich im Triumph heruntergetragen. Niemals in meinem Leben fühlte ich mich so blamiert, wie damals. Dieses Vorkommnis hat mich aber in Zukunft davon abgehalten, in großen Versammlungen Reden zu führen.

Einmal gab es im Gummiwerk eine Tragikomödie, an die ich mich noch heute gut erinnere. Eine der Bedürfnisanstalten der Fabrik war in unmittelbarer Nähe der Schlosser- und Dreherei. Es war eine Leitung undicht geworden und dadurch Waschbenzin in die Clougrube gelaufen. Zwei junge Arbeiter saßen in dem Häuschen und rauchten trotz Rauchverbot, Zigaretten - ja der eine warf den noch brennenden Zigarettenstummel an seinem Allerwertesten vorbei in die Grube. Aber da war es schon geschehen. Eine Explosion des Benzins deckte das Dach ab und das ganze schöne Häuschen stand in Flammen. Die beiden, die darinnen waren, kamen mit dem Leben davon, aber wie sah das Blanke und alles weitere Angebrannte aus und welch ein Heulen und Zähneklappern war zu hören, und wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Noch eine Geschichte will ich erzählen über einen Mann, der Kaspar hieß. Dieser war ein Eigenbrödler. Er hatte die Gewohnheit, alles was er besaß, einzuriegeln. Einmal kam ein Nachbar zu ihm. Aber das Haus war zu. Er

klopfte ans Fenster. Drinnen rief Kaspar: „Was ist los?“ Der Nachbar fragte: „Kaspar, schläfst du?“ Drinnen Kaspar: „Na.“ Der Nachbar: „Kann ich mol dein Schubkarrn gekriech?“ Kaspar: „Ich schloof.“

Kaspar fuhr mit der Eisenbahn nicht vierter, sondern dritter Klasse. Er stieg in ein Nichtraucher-Coupe, rauchte aber in seiner Pfeife ein Kraut, das es in sich hatte und dem, der bei ihm war, die Augen übergingen und husten mußte. Im selben Abteil saß ein Mann, den Kaspar richtig einnebelte. Dieser, ein Ausländer, sagte in schlechtem Deutsch: „Sie wissen nix rauchen?“ Kaspar aber bließ dem Mann den Rauch mitten ins Gesicht. Diesem aber war das zuviel und er beschwerte sich beim Schaffner. Der kam und schrie: „Sehen Sie nicht, daß dies ein Nichtraucher-Abteil ist?“ Darauf Kaspar: „Prüfen Sie erst einmal die Fahrkarte des Herrn, bevor Sie mich anschreien.“ Als der Beamte dies tat, stellte er fest, daß der Mann eine Fahrkarte vierter Klasse hatte und dieser mußte das Abteil sofort verlassen und der Beamte entschuldigte sich noch bei Kaspar.

Als nun die beiden Fahrgäste an der Endstation des Zuges ausstiegen, blieb der Fremde stehen, wartete auf Kaspar und fragte entschuldigend: „Bitte, nicht böse, aber woher wissen, daß ich Karte vier?“ „Jo“, sagte Kaspar, Euer Fahrkarte hat die Westentasche herausguckt und da sah ich, daß Ihr auf Eurem Kärtchen dieselbe Farbe habt, wie ich auf dem meinen.

Was ich, der Hanjürg, und meine Mitbürger alles erlebt haben, liegt in der Vergangenheit, ist also eine historische Angelegenheit, über die gesprochen, geschrieben, diskutiert wird und wenn man so hinhört, was man heute über uns und der von uns erlebten Zeit sagt, zeigt und schreibt, dann kommt man gewiß zu der Überzeugung, unser Leben, mein Zeitalter, es war nichts anderes als Mord – Totschlag – Vernichtung, und all unser Tun und Trachten war schlecht wie nie zuvor. Ihr lieben Nachkommen, glaubt ihr, daß eure Vorfahren und Ahnen solche Unmenschen waren? Nein, so war es in Wirklichkeit doch nicht. Ja, ich kann und will mich und meine Generation nicht als vorbildlich hinstellen.

Mit Weltkriegen und Revolutionen sind wir belastet. Aber sind wir, wir Deutsche ganz allein an allem Unglück und Bösen was in der Welt geschieht schuld, auch an den Kriegen von heute? Von dem, was in unserem Namen geschah, soll nichts verschönt werden. Groß war das Unrecht und das Verbrechen gegen die Juden. Dies war so unmenschlich gemein, daß

in der Zeit, als es geschah, diejenigen, die dafür verantwortlich waren, es nicht in die Öffentlichkeit brachten. Der größte Teil des Volkes erfuhr es erst dann, als der ganze Spuck zu Ende war.

Gerne will ich aber erzählen, wie in meinen Jugendjahren unser Verhältnis zu den Juden gewesen ist. In Sterbfritz waren viele Juden mit ihren Familien zu Hause. Sie waren hier seßhaft, hatten ihre Häuser, ihre Geschäfte, ihre Anliegen, Gärten, Äcker, Wiesen, Stallungen, Läden, Hallen, Wirtschaftsgebäude und auch das Geld. Sterbfritz war ihre Heimat und sie liebten diese genau so sehr wie wir auch. Das gegenseitige Aus- und Entgegenkommen unter uns war anständig und zum Teil freundschaftlich. Einer unserer besten Freunde war Julius Klein, ein Judenjunge, der mit uns durch Dick und Dünn ging und mit dem man, wie man sagt, „Pferde stehlen konnte.“ Auch wurde ich zu geschlossenen Judenbällen eingeladen und von jüdischen Muttis gebeten, daß ich, als einer der besten Tänzer bekannt, doch auch mit ihren Töchtern tanzen möge. Die Leute aber, die damals schon auf die Juden schimpften, waren hauptsächlich die, die es nicht lassen konnten, mit den Juden große Geschäfte zu machen, über ihre Verhältnisse lebten, Hypotheken auf ihre Häuser aufzunehmen, Wechsel quer zu schreiben und die dann ihre Schulden nicht bezahlen konnten und wollten. Aber jetzt kamen die folgenschweren Taten eines Teiles der Juden, die so gewissenlos waren, dem leichtfertigen Schuldner noch weitere Waren auf Pump zu geben. Der Wechsel ging zu Protest, ein neuer Wechsel wurde ausgestellt, der wieder nicht eingelöst werden konnte und zu Protest ging, und die Schuldenlast wurde immer größer. Hinzu kamen die Zinsen, dann kam es zum Prozeß und alle Kosten vergrößerten sich aufs Unerträgliche. Es wurde so lange prozessiert, bis der verarmte Teufel machulle war. Es waren auf beiden Seiten nicht die Besten, die solches taten und über sich ergehen ließen. Aber sie taten es und die Nachkommen der Unterlegenen suchten den Schuldigen. Auch bei dem größten Teile der Zuschauer und Zuhörer und im Kreise der Verwandtschaft wurde der Haß genährt und Haß ist die Wurzel alles Übels. Die Juden aber waren gute Händler und Händler sind Geschäftemacher und keine Engel. Sie taten alles mögliche und unmögliche um „e Geschäftche zu mache.“ Daß aber der Jude nicht faul, sondern fleißig war, beweist die Tatsache, daß wenn zum Beispiel ein Bauer auf der Ziegelhütte oder auf einem anderen abgelegenen Hofe morgens in aller Frühe aufstand, stand schon der Viehhändler Felix Goldschmidt oder Aron Birk oder Isidor Hecht aus Sterbfritz vor seinem Hoftor und holte das von ihm gekaufte Stück Groß-

vieh ab. Alle angehenden Geschäfte waren in Sterbfritz in jüdischen Händen. Erst nach und nach fanden auch andere Leute die Courage, einen Laden und ein Geschäft zu gründen und auch der Raiffeisenverband hatte bald ein Lager und eine Verkaufsstelle. Außerdem bildeten die Bürger einen Konsumverein. Zwei Schweinehändler aber standen gegen die jüdischen Geschäfte konkurrenzlos da. In jüdischen Händen aber befanden sich Schuhgeschäfte, in denen damals nur wenige Schuhe gelagert waren — dafür hatten sie Leder, Nägel, Nadeln und Nähzwirn für die Schuhmacher zu verkaufen, damit diese Schuhe machen und reparieren konnten. Dann gab es bei uns jüdische Pferdehändler, jüdische Viehhändler und Eisenhandlungen. Landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, Wagen, Ziehgeschirr für Pferde, Kühe und Ochsen, Mobiliar für Küchen-, Wohn- und Schlafzimmer, Brennmaterial, Öle, Fette, Kurzwaren, Stoffe, Kleider, Kolonialwaren, Mehl und Futterartikel. Es waren da zwei jüdische Bäckereien und Metzgereien. Viele Leute arbeiteten bei jüdischen Firmen. So war in der Judengasse eine jüdische Bäckerei, die Matzen backte und in die weite Welt verschickte. Außerdem war die große jüdische, weit bis nach Berlin bekannte Baumaterialienfirma Kalmann Schuster, die viele Arbeiter beschäftigte. Dann war da noch die Firma Dessauer, die einen Großhandel in Spirituosen und Wein hatte. Einmal platzte am Bahnhof, als ein großes Stückfaß Rotwein ausgeladen wurde, ein Faßreifen und der Wein floß in Strömen auf den Bahnsteig. Herr Dessauer rief: „Leut holt euch Eimer, es ist schad um den Wein“. Wir rannten was wir konnten, um des edlen Naßes. An diesem Tage wurde ich und viele andere vom Roten blau. Neben ihrem Handel und Wandel trieb ein Teil der Juden nebenbei noch Landwirtschaft. Auch im politischen und im kulturellen Leben der Gemeinde spielten die Juden eine Rolle. Man fand Juden in der Gemeindevertretung und in den politischen und geselligen Vereinsvorständen.

Es starben von unserer Gemeinde im Weltkrieg 1914 - 1918 78 Männer den Heldentod. Darunter befanden sich 7 Männer, die Söhne von jüdischen Familien waren. Prozentual war es die gleiche Anzahl von Opfern, wie bei der übrigen Bevölkerung. Man sieht daraus, daß die deutschen Juden auch deutsch dachten, handelten und dem Vaterland Opfer brachten.

Wir, das heißt meine Familie, wohnten mit der Familie Josef Goldschmidt, man kann sagen fast Tür an Tür und hatten gemeinsam ein- und denselben Hof. Am 31. Mai 1910 wurde mein Bruder Johannes geboren. Er war das 6. Kind unserer Mutter und wog bei seiner Geburt gut zehn

Pfund. Meine Mutter aber wurde krank und war so schwach, daß es ihr unmöglich war, das Kind zu nähren. Unsere Nachbarin, Frau Goldschmidt, hatte zu gleicher Zeit einem Mädchen das Leben geschenkt. Diese Frau war gesund und stark und sie ließ es sich nicht nehmen unseren Hannes und ihre Tochter Minna gemeinsam mit an ihre vollen Brüste, das eine Kind links, das andere rechts, zu nehmen, wo sich beide satt trinken konnten. Vielleicht hat unserem Hannes die ihm gegebene jüdische Milch doch etwas von dem Handelsblut mitgegeben das er besaß, denn er war von uns Geschwistern der einzige, der Geschäftsmann wurde und ein Lebensmittelgeschäft sein eigen nannte.

In Sterbfritz war ein Arzt. Dieser war klein von Statur und wir sagten deshalb nur: „Das Dokterche“. Er war ein wirklich guter Mann, insbesondere ein guter Geburtshelfer, wie es zu damaliger Zeit, wo der Kinderreichtum enorm gewesen ist, besonders wichtig war. Dieses „Dokterchen“ war aber auch ein Gemütsmensch. So fiel ein Mann, voll des süßen Weines beim Aussteigen aus einem Eisenbahnzug, kam unter die Räder und wurde überfahren. Unser „Dokterche“ wurde geholt, um den Totenschein auszustellen. Er kam, stieß mit seinem Spazierstock auf den Bauch des Verletzten und sagte: „Der ist dot“.

Eines Tages wurde das „Dokterche“ in eine Nachbargemeinde gerufen. Ein Junge war erkrankt an Rachenbräune, heute nennt man es Diphterie. Gegen Abend kam unser „Dokterche“, sah, was mit dem Kind los war, verschrieb etwas und sagte: „Morge kannst wieder schnaufe, morge“. Am nächsten Morgen war das arme Jüngelche gestorben.

Unser Bürgermeister nach dem Kriege war ein gutbelebter Mann, wie es sich auch für einen richtigen Bürgermeister gehört. Er war ein Bürgermeister wie der, von dem folgendes erzählt wird: Ein Mann kam aufs Amt und schimpfte fürchterlich auf seinen Nachbarn. Der Bürgermeister sagte: „Du hast Recht“. Dann kam der Nachbar, schimpfte genau so auf den, der erst dagewesen. Der Bürgermeister sagte: „Du hast Recht“. Der Polizeidiener war bei den zwei Vorkommnissen dabei und sagte: „Bürgermeister, du hast dem Recht gegeben und dem anderen auch. Das ist doch nicht recht. Darauf der Bürgermeister: „Und du hast auch recht“.

Trotzdem war unser Bürgermeister doch nicht ganz so. Es gab oft große Auseinandersetzungen, auch am Biertisch. Einmal ging es ganz hoch her im Gasthaus und dem Herrn Bürgermeister wurden Vorwürfe gemacht über sein Verhalten der Betriebsleitung der Gummiwerke Stöckicht gegenüber. Plötzlich schrie unser Bürgermeister: „Was wollt ihr mir vorwerfen,

ich habe alles getan, um die Sache im Interesse der Gemeinde zu bereinigen. Erst gestern habe ich wieder mit den Herrn in Würzburg tab le de hot (table d'hôte) gemacht.“ Darauf gab es erst recht ein Gaudie. Einer rief: „Haste die Supp auch net versalze?“ Ein anderer aber, der noch ganz jung, impulsiv und radikal war, rief dem Bürgermeister zu: „Hornochsen seid ihr alle miteinander im Gemeinderat und wenn du net der Größte sein willst, de dickste bist du“. Da ging der Hut des Bürgermeisters aber hoch. Er zog vom linken Fuße den Holzschuh und warf ihn dem Übeltäter an den Kopf. Der aber war flink, bückte sich schnell, der Schuh flog an die Wand und zersplitterte in drei Teile.

Es war im Jahre 1919. Auf dem Bahnhof in Schlüchtern standen viele Eisenbahnwagen mit wertvollem Heeresgut. Zur Bewachung wurde Hilfspolizei gesucht. Ich war arbeitslos, meldete mich und wurde eingestellt. Die Lebensmittelnot war groß und nur der hatte zu essen, der hamstern konnte. Wir wurden angewiesen, auch unser Augenmerk auf die Reisenden zu lenken und zu verhaften, die aus dem Schlaraffenland Bayern mit Hamsterware kamen. Eines Abends nahmen wir einen schweren Hamsterer, auch Schieber genannt, fest. Er kam mit dem letzten Zuge aus Gemünden und hatte, da der letzte Zug nach Frankfurt abgefahren war, keinen Anschluß mehr nach Frankfurt. Er war mit zwei großen Koffern und einem unmöglich großen Rucksack voll Hamsterware beladen. Wir nahmen ihn fest, er mußte mit uns in das Wachlokal und wir halfen ihm das überaus schwere Gepäck befördern. Der Verhaftete aber war nicht traurig, nein, er war so lustig und vergnügt, daß wir uns wunderten, ob dieser Fröhlichkeit. Als der Gefangene nun eine zeitlang bei uns saß, fragte er, ob ihm verboten sei von seinem Eigentum etwas zu essen, er habe Hunger. Wir konnten ihm dies nicht abschlagen und er packte aus. O, welche Wonne, erst kamen Koteletts zu Tage, deren Geruch mich quasi umwarf, dann gebackenes Rumpsteak, gesalzene Rippchen, Haspel, Schinken, Schwartenmagen, Fleisch-, Leber- und Blutwurst. Ich glaubte mich trifft der Schlag. O, nein, ich kannte ja diese Reichtümer fast nur noch vom Hörensagen und mir stiegen die Düfte so in die Nase, daß ich am liebsten in die Erde versunken wäre. Dies alles war fast nicht zu ertragen. Da sagte der Hamsterer, der Verführer, der Satan in Person, zu mir, dem Jüngsten: „Na, willst du nicht auch ein Stück und ihr, die ihr da sitzt? Glaubt ihr, das bekommen die Armen oder Kranken, wenn ihr es morgen im Kreisamt abliefern? Nein, es essen die Herren, die Hohen, und ihre Damen“. In diesem Augenblick war ich nicht mehr zu halten

und nach und nach die anderen Männer auch. Nur unser Unteroffizier Roth lehnte kategorisch das Angebot ab. Aber er mußte öfters das Wachlokal verlassen, sein Magen knurrte unheimlich und mit der Zeit konnte er auch der Versuchung nicht widerstehen. Der Gastgeber gab noch jedem von uns vier Männern eine schöne Portion mit nach Hause, zahlte noch einen Kasten Bier und mit dem ersten Frühzug fuhr er mit dem Rest der Ware nach Frankfurt. Wir hatten doch Gewissensbisse und ließen uns von unserem Posten entlassen. Unserer vorgesetzten Behörde, dem Arbeiter- und Soldatenrat auf dem Landratsamt, war unser Verhalten unbegreiflich und man konnte es nicht verstehen, daß gerade unsere Wache, zu der man das größte Vertrauen hatte, plötzlich ihre Entlassung forderte.

Gerade lese ich in einer Zeitung folgendes: „Unsere Jugend ist besser als ihr Ruf“. Und dann heißt es: „Sie sind kein bißchen besser oder schlechter als ihre Omas und Opas zu ihrer Jugendzeit waren“. Dazu kann ich nur „ja“ sagen. Ihr habt aber das Recht mich zu fragen:

„Was ist nun der Unterschied zwischen der deinen, also meiner, und der heutigen Jugendzeit?“ Nun hört! Manches ist schon anders wie damals. Eure Tänze sind temperamentvoller, wilder, aufregender, aber nicht unanständiger als unsere, weder im Takt noch im Text. Auch wir sangen Schlager, manche mit einem Text, der nicht gerade vorbildlich war. Auch schimpft man heute auf die neue Mode. Hatten wir nicht auch neue Moden, über die die älteren Jahrgänge den Kopf schüttelten? Gerade in unserer Jugendzeit gab es Modeerfindungen, die direkt revolutionär waren. So entstand der Bubikopf und der Zopf und das Haarnetz verschwand. Die Damenhüte waren so groß wie Wagenräder. Eine Zeit wurden die Blusen unter den Hüften zusammengehalten. Es war dies die lange Taille. Das andere Mal saß der Bund weit oben, fast unter den Armen. Das war die kurze Taille. Einmal endete der Rocksaum über dem Knie, das andere mal unter dem Knöchel. Auch die hochgestöckelten Damenschuhe kamen damals auf den Markt. Und die Männermode? Ich trug einmal einen Anzug, über dessen Originalität man heutigen Tages noch schmunzeln würde. Oben auf dem kurzgeschorenen Kopf saß schief der steife, runde Hut, Koks genannt. Im Munde in einer langen Zigarettenspitze die Zigarette. Auf einer steif gestärkten Hemdbrust saß ein hoher gestärkter Kragen, mit dem man sich leicht das Genick brechen konnte. Vorne gab er, scharf geeckt, den Hals frei. Darauf lag eine rote, selbstgebundene Querbinde. Den Bauch hielt eine gelblich-weiße Halbweste zusammen, an der ein Studentenzipfel baumelte. Darüber trug ich

ein Jacket aus Marengo mit einem farbigen Posiertüchlein in der Brusttasche. Die Hose grau, mit schwarzen Streifen, bunte Socken und man staune, rote Schuhe. In der Hand ein Rohrstockchen, oben ein Knoten und ein Lederriemchen. Ich glaube, daß diese Aufmachung genügt.

Wie aber war es mit den Jugendstreichchen damals? Wenn ich davon erzählen würde, wäre jedem, der über die heutige Jugend schimpft, der Mund gestopft. Es würde zu weit führen, aber ich möchte einmal etwas zurückgreifen und zwar, was in unserem Ort vor nun fast 200 Jahren geschah. Die damalige Jugend war bestimmt nicht sehr brav. In Sterbfritz durfte 100 Jahre lang keine Kirmes abgehalten werden. Der Grund: Ungezogenes Verhalten der Jugend, ja sogar Raufereien, die mit Totschlag endeten. So, da hört man, wie brav unsere Urahnen waren.

Wir, meine Freunde und ich, waren die Jungens, die die Kirchweihe nach 120 Jahren wieder aus der Taufe hoben. Es wurde daraus eine 8-tägige Feier für die Jugend vom siebenten bis zum siebzigsten Lebensjahre, die bestimmt nicht lobenswert ist, denn sie bestand aus einer lauten Fröhlichkeit und Geselligkeit und der Umsatz an alkoholischen Getränken war ganz enorm, deutsch gesagt, es war eine große Sauferei, die aber nicht zu Schlägereien ausartete. Ich aber, der Schwarze Hanjürg, dichtete den Kirmesspruch und hängte nach so langer Zeit das erste mal wieder mit Unterstützung von Eulers Heinrich den Kirmesstrauß an das Wirtshauschild vom Gasthaus „Zum Adler“.

Und nun noch unser Umgang mit der Weiblichkeit. Wenn man so manchen Sittenmoralprediger sich anhört, waren die Menschen früher gegen alles Natürliche eingestellt. Wenn dies der Wahrheit entspräche, wäre die Welt schon längst ausgestorben. Ja, die Jugend soll und muß tugendhaft, anständig, treu und wahr sein. Sie soll sich aber auch austoben können, soll mundfertig, selbständig, unternehmungslustig, fröhlich, sportlich fortschrittlich sein. Und darf ein gesunder, junger, lebenslustiger Mann nicht ein Mädchen lieben und es von Herzen gern haben? O ja. Ich tat es auch und wie glücklich und froh hat mich meine junge Liebe gemacht. Ich liebte nicht nur die Frauen, ich achtete und ehrte sie auch. Ich herzte und küßte sie nicht nur, sondern besang sie und das gefiel den Frauen. Gerne denke ich zurück an meine „zwanziger Jahre“ und möchte sie nicht vermissen. Meine erste große Liebe hieß Lenchen. Mit ihr machte ich meine ersten Tänze und wie gerne tanzte ich mit ihr. Wie tanzte mein Lenchen den Walzer links- und rechtsherum und die Melodie drang mir herrlich in die Ohren und ich sang im Tanze mit: „Ach Lenchen, ach

n in der Brust Lenchen, du liegst in meinem Arm, wie wonnig, wie selig, wie schlägt
locken und mal das Herz so warm". Wie liebte ich das Lenchen in meiner jungen, stür-
ben ein Knoten nischen Liebe. Und das Lenchen, wie anschmiegend, wie sametweich lag
genügt. es an meiner Brust. Aber es war ein falsches Kätzchen. Als sie mit ihren
n ich davon Eltern nach Frankfurt zog, da wurde sie mir bald untreu und ich konnte
d schimpft, nur noch singen: „Du kannst nicht treu sein, nein, nein, das kannst du
te einmal etw nicht". Wir aber spielten wieder eine Operette. Ich, in meiner Liebhaber-
200 Jahren solle, sang meiner Partnerin Resie liebevoll ins Ohr: Schenke mir heute
v. In Sterbfritzin Stündchen, schenke mir heute dein Mündchen" und sie tat es, die
Der Grund: Gute und tröstete mich in meinem Liebeskummer.
e mit Totsch Die zweite große Liebschaft hatte ich bei den Soldaten in Meiningen.
ren. Betty war ihr Name und sie war ein großherrschaftliches Hausmädchen.
Kirchweihen ein schönes, braves Fräulein war sie und sie wäre für mich, den
us eine 8-tägig anjüng, eine liebe, brave Frau geworden. Ich hatte sie recht lieb und
Lebensjahre, trotzdem tat ich etwas, was sie mir, so sehr ich auch darum bettelte, nie
mer lauten Frerzieh. Auf einem Kameradschaftsabend unseres Bataillons sah ich bei
schen Getränken unserem Oberfeldwebel eine Frau, die Aufsehen erregte, eine mondäne
rei, die aber ndame von Welt. Wir jungen Soldaten waren sofort fasziniert und mein
jüng, dichtete sinnen und Trachten war, diesem unliebsamen Vorgesetzten das Mädchen
mal wieder uszuspannen. Ich hatte Glück bei ihr, tanzte mit ihr, warb um ihre Gunst.
das Wirtshaus wenn ich sie auch nach dem ersten Tanz noch an den Tisch zurückbrin-
en mußte. Aber der Oberfeldwebel konnte ja nicht tanzen, desto mehr
ann man so minzte ich mit ihr und pousierte sie nach allen Regeln der Kunst. Aus Wut
nen früher geessoff sich der Betrogene und ich führte die schöne Iris nach Hause. Natur-
sprache, wäre ch erfuhr dies mein Mädchen und mein Verhältnis mit ihr war damit
muß tugendhelöst. Meine weiteren Liebeleien besitzen nicht den Wert, hier erwähnt
austoben könn werden. Dagegen komme ich nicht umhin, über eine weitere große
öhlich, sportlebe, die zwischen mir und einem Mädchen bestand, das Auguste hieß,
enslustiger Ma reden.

haben? O ja. e kam zu Besuch nach Sterbfritz von weit her, aus Nord-Amerika. Heu-
e junge Liebe gen Tages will dies nichts heißen. Aber damals war Amerika etwas Be-
ehrte sie auch nderes, ein unbekanntes, ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Der
nd das gefiel such einer Amerikanerin war damals ein Ereignis, das Aufsehen erregte.
ahre" und möch der Ankunft gab Auguste ein Kommers mit Freibier, Wein und
en. Mit ihr möen Imbiss im Saale des Gasthauses „Zum Adler". Der Gesangverein
it ihr. Wie tanr eingeladen, um durch Liedvorträge den Abend verschönern zu helfen.
die Melodie der Anfang und gleichzeitig der Clou des Abends sollte ein Lied mit
„Ach Lenchen, norsolo sein, zu dessen Vortrag ich dringend gebraucht wurde. Aber

ich war jung, hatte gerade etwas anderes zu tun und keine Zeit, ließ also auf mich warten. Die Aufregung war groß und dadurch hatte ich ohne mein Wollen und Wissen schon, bevor ich anwesend, die Aufmerksamkeit des vornehmen Mädchens auf mich gelenkt. Als ich dann kam und meinen hellen, klaren Tenor ertönen ließ, muß das liebe Mädchen ganz Ohr gewesen sein. Später erfuhr ich aus ihrem eigenen Munde, es sei Liebe auf den ersten Blick gewesen. Wenn ich ehrlich bin, bei mir war dies nicht der Fall, ich hatte meinen eigenen Stolz, der hieß Minderwertigkeitskomplex. Ich schaute zu dieser stolzen Dame hinauf und wenn mich jemand gefragt hätte, ich hätte gesagt, ein eingebildeter Fratz. Sie stand nach meiner Meinung für mich viel zu hoch und ich war für sie ein Nichts. Trotz meines mutigen Seitensprunges in Meinungen hatte ich in diesem Falle nicht den Mut, sie zum Tanzen aufzufordern. Gern hätte sie aber mit mir getanzt und sie bat die Musik zur Ausrufung einer Damenwahl. Aber ich, der große Frauenheld, verkrümmelte mich und verschwand. Aber mit der Zeit konnte es doch nicht ausbleiben, ich merkte, wo der Hase im Pfeffer lag. Zu einer geschlossenen Gesellschaft, einem Eisenbahnerball, zu dem Fräulein Auguste zwei Eintrittskarten erhielt, lud sie mich ein, mit ihr dort hinzugehen. Dann tanzte ich nur mit ihr und ich merkte schon dabei, daß feine Fräuleins in Seide gekleidet, mit spitzen Schuhen an den Füßen und hohen Absätzen sich nicht weniger anschmiegen und dann stellte ich auch noch fest, daß solche Mädchen im Küssen auch nicht gerade ohne sind. Wir lernten uns also kennen und lieben. Sie war klug, und wollte nun auch aus mir einen hochgebildeten Menschen machen. Sie selbst sprach verschiedene Sprachen: Englisch, Deutsch, etwas Französisch, Polnisch und Esperanto, das eine Weltsprache werden sollte. In diesem Jahre war in Frankfurt am Main ein Esperanto-Weltkongreß. Diese Sprache, so wollte das Mädchen, sollte auch ich lernen. Wir fuhren zusammen nach Frankfurt. Vormittags und nachmittags waren Vorträge und Konferenzen. Auch abends gab es noch Zusammenkünfte. Es waren bestimmt auch reiche Leute, die da aus aller Herren Länder zusammenkamen. Es waren rot-, schwarz-, gelb- und weißhäutige Menschen. Viele trugen wertvollen Schmuck. Auch Auguste gehörte dazu und trug an den Fingern Ringe mit Edelsteinen und Brillanten besetzt, einen goldenen Armreif, eine Halskette aus Zuchtperlen; das wertvollste aber war eine Brosche und Ohrringe, die mit Diamanten besetzt waren.

Wir schliefen in einem Hotel im vierten Stock. Auguste nahm vor dem Zubettgehen ihren Schmuck ab und legte ihn auf den Nachttisch. Die Türe

schloß sie ab und ließ den Schlüssel stecken, aber ihre Fenster ließ die Gute offenstehen. Als sie morgens in der Frühe aufwachte, hatte ein Fasadenkletterer das offene Fenster dazu benützt, ihr den gesamten wertvollen Schmuck, den er am Tage vorher an ihr sah, gestohlen und noch einige Devisen (amerikanische Dollars und schweizer Franken) dazu. Ich aber hatte von Esperanto und vor allen Dingen von Frankfurt mal wieder genug, setzte mich in den ersten Fuldaer Eisenbahnzug und fuhr, wie früher auch, schnellstens nach den heimatlichen Gefilden. Wir verlobten uns und Auguste wollte, daß ich in Würzburg meine Stimme am staatlichen Konservatorium ausbilden lasse. Zu der damaligen Zeit, da wir schon am Anfang der Inflation standen und mit Devisen viel anfangen und erreichen konnten, war für die Amerikanerin die Ausbildung finanziell leicht zu verkraften. Trotzdem wehrte ich mich und wollte keine Almosen. Erst als mir meine Braut klarmachte, daß sie, als meine Braut, auch ihren Vorteil in meiner Ausbildung sehe, gab ich nach.

Wie schwer aber das Gesangstudium für mich war, läßt sich schlecht erklären. Ich wurde Schüler des staatlichen Konservatoriums in Würzburg, von allem, was mein Studium betraf, war ich ein vollkommener Laie. Noch heute ist es mir ein Rätsel, wie ich meine Aufnahmeprüfung bestanden habe. Eine Schülerin des Konservatoriums, Fräulein Hoffmann aus Brückenau, hatte mich einigermaßen vorbereitet und lernte mich erst einmal das Lied: „An den Sonnenschein“ von Franz Schubert. Als ich dies dem Lehrerkollegium vortrug, müssen sie von der Schönheit meiner Stimme so überrascht gewesen sein, daß man meines Erachtens alles Übrige der vorgeschriebenen Aufgaben übersah. In Wirklichkeit aber war ich nur der Hanjürg und kannte von allen Fächern dieses schweren Studiums weder Tuten noch Blasen. Kein Instrument beherrschte ich und wußte nichts, aber auch garnichts, und stand da wie ein „Ochse vor dem Scheunentor“. In mein gemietetes Zimmer stellte man mir ein Klavier und ich wußte noch nicht einmal, welches die a-Taste des Instruments war, ja ich wußte nicht, wo die leichteste Dur, die C-Dur, beginnt und endet. Wie sollte ich wissen, was ein Moll-Akkord ist? Mit einer solchen Unwissenheit wollte ich Opernsänger werden. Man gab mir Noten zum Üben, von denen ich wußte, daß eine offene ganze Note mindestens noch einmal so lange auszuhalten ist, wie eine schwarze, gefüllte Note. Auch kannte ich von den Übungsstunden im Gesangverein her den Wert und Unterschied zwischen einem 4/4- und einem 3/4-Takt. Das war alles. Den Unterschied zwischen Tenor- und Baßschlüssel erfuhr ich bald im Klavierunterricht. Aber auch

Harmonielehre stand im Konservatorium auf meinem Stundenplan. Dazu kam Kontrapunkt und die gesamte Kompositionslehre, Gesangs-, Sprach- und Schauspielunterricht und vieles andere mehr. Es ist schwer zu glauben, aber es entspricht der Wahrheit, daß ich in allen Fächern mitkam und im Einzel- wie im Gesamtunterricht gut abschnitt. Aber auch der Umgang in Gesellschaften, der Verkehr mit Professoren und Lehrern, auch der Umgang mit Schülerinnen und Schülern, das Verhalten in Hotels, in Cafés und Gaststätten war ein schweres Problem für mich. Meine ganze Umgebung war in einem anderen Milieu aufgewachsen, als ich, der Hanjürg, dessen Verkehr und Umgang bisher nur mit seinesgleichen war.

Das was man heutigen Tages als eine Selbstverständlichkeit ansieht, wurde, als ich noch ein Kind war, auf dem flachen Lande als eine Verrücktheit betrachtet. Kein Mensch wußte etwas von Kosmetik und deren Verwendung. In der Schule wurde auch damals nach Sauberkeit gesehen, aber es wurden weniger die verarbeiteten Hände der Kinder geprüft und auch nicht, ob die Fingernägel mit Trauerrändern verziert waren. Nein, man prüfte die Sauberkeit der Häuse, die Ohren der Kinder und manchmal auch die dichtbehaarten Köpfe der Mädchen. Bei den Soldaten hatte ich manches gelernt, und ich putzte täglich meine Zähne, wenn keine Paste vorhanden, mit Seife und Asche. Auch hielt ich meine Augen weit offen und sah mir das, was ich nicht kannte und konnte, von den anderen ab. Ein mir gutgesinnter Mensch sagte mir, daß je natürlicher ich mich verhalte, desto weniger falle ich auf. Das merkte ich mir und trat daher in Gesellschaften, ja bei jeder Situation, so sicher auf, daß ich niemals unangenehm auffallen konnte.

Kurios war, wie in meinem Leben so Vieles, auch die Finanzierung meines Studiums. Meine Braut sandte mir aus Amerika jeden Monat einige Dollars, mit denen ich studieren und auch leben mußte. Einmal blieben sie aus und ein Kommilitone von mir hatte einen großen Schließkorb mit Äpfeln, von denen ich mich einige Tage ernähren mußte. Jeden Tag ging er mit mir auf das Hauptpostamt und ich wartete auf den Zaster. Eines Tages aber kamen 25 Dollars an. Welcher Reichtum das war, kann man heute nur ahnen. Wenn ich aber meine Dollars auf deutsches Geld umwechselte und sonst nichts tat, hatte ich ein paar Tage später keinen Pfennig mehr in der Hand. Wir hatten Inflation, die Devisen stiegen von Tag zu Tag und machten manches mal einen Sprung nach oben, daß einem direkt schwindlig wurde. Die Reichsmark fiel und fiel, bis ins Unendliche und man sieht daraus, daß die damalige Welt nicht weniger

meschucke war, wie ich, der Hanjürg. Ich aber mußte, um leben und studieren zu können, meine Dollars einzeln verkaufen. Aber auch das genügte noch nicht, um bestehen zu können. Ich mußte mein Geld in Ware umsetzen und diese wieder weiterverkaufen. Auch verkaufte ich meine Effekten, um mehr als von der Bank für sie zu erhalten, meistens schwarz an einen reichen Cafetier, der die damaligen wertvollen Devisen hortete. Wie weit wir dem Kurs voraus waren, zeigt die Tatsache, daß ich meinen letzten, vor der Währungsreform, verkauften Dollar für Reichs-Mark 10 000 000 000 000,— (in Worten: 10 Billionen Reichs-Mark) verkaufte.

Damit wäre nun schon Vieles von meinem Gesangsstudium gesagt. Aber eine Gesamtaufstellung über den Erfolg, beziehungsweise Nichterfolg meines Studiums wäre noch erforderlich. Meine Auguste war, wie schon ersehen, wieder in New-York und ließ dann meine Schwester Lina nachkommen. Diese schickte nach einem Jahre eine Schiffskarte für meine Schwester Emma. Meine Schwestern heirateten in ihrer neuen Heimat. Auch meiner Braut dauerte meine Ankunft zu lange, suchte sich in Amerika Trost und heiratete einen anderen. Es kam, wie schon gesagt, die Inflation in Deutschland und als die Neuwertung des Geldes in Rentenmark kam, war der größte Teil der Deutschen arm und ich, der Hanjürg, war wieder der Ärmste der Armen. Stipendien gab es keine, jeder hatte mit sich selbst zu tun. Dazu kam Arbeitslosigkeit, der Bankrott war für mich da. Trotzdem versuchte ich unter den neuen Umständen mein Studium unter vielen Entsagungen zu vollenden. Der Eine oder Andere wollte mir auch helfen. Ein Freund von mir sorgte dafür, daß ich als Schüler beim Hochschen Konservatorium Frankfurt aufgenommen wurde. Ein weiterer Bekannte besorgte mir in einer Schuhfabrik in Frankfurt eine Stellung. Ich machte eine Prüfung als Aufzugführer und arbeitete in diesem Berufe. Aber es verblieb mir ja keine Zeit für mein Studium, für die Erlernung der vielen Sparten und den Besuch der Lehr- und Übungsstunden. Wann und wie wollte ich alles erledigen, wenn mir auch meine Lehrkräfte so viel wie möglich entgegenkamen. Mit der Zeit verlangte mein Arbeitgeber auch noch Überstunden von mir. Es war zum Verzweifeln. Es gab auch noch Überstunden von mir. Es war Alles zum Verzweifeln. Es gab auch böse Menschen, die mir und meinen Gönnern die Lust für die holde Kunst versalzten und uns voneinander trennten. Leute waren es, denen das Lügen nicht schwer fällt, deren böse Zungen sich nicht scheuen, Schlechtes ihren Mitmenschen nachzusagen, ohne davon einen Erfolg zu haben. Alles dies traf mich und wurde mir zuwider und ekelte mich an.

Es blieb mir einfach nichts anderes mehr übrig, als mein Studium zu beenden. Der Traum, die Bretter zu besteigen, die die Welt bedeuten, war aus und vorbei. Aber gerade da fand ich meinen Trost in meiner großen einzigen Liebe, meiner geliebten, guten Luise, meiner späteren Frau. In ihr erfüllte sich für mich alles das, was die Widmung von Rückert, ein Lied aus den Myrthen von Robert Schumann, mir offenbarte: „Du meine Seele, du mein Herz, du meine Wonn', o du mein Schmerz, du meine Welt in der ich lebe, mein Himmel du darein ich schwebe, o du mein Grab, an das hinab ich ewig mein Kummer gab. — Du bist die Ruh, du bist der Frieden, du bist vom Himmel mir beschieden, daß du mich liebst, macht mir wert, dein Blick hat mich vor mir verklärt, du hebst mich liebend über mich, mein guter Geist, mein bess'res ich“.

Ja, das alles war sie für mich, den Hanjürg, sie, meine Louis.